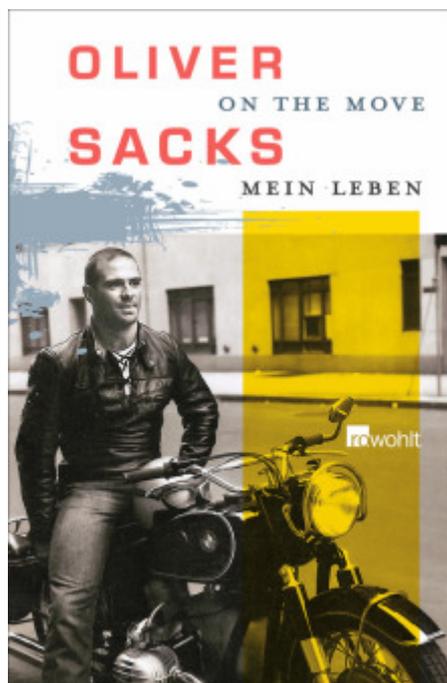


Leseprobe aus:

Oliver Sacks

On the Move



Oliver Sacks

O n t h e M o v e

Mein Leben

Aus dem Englischen von Hainer Kober

Rowohlt

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2015 unter dem Titel «On the Move. A Life» bei Alfred A. Knopf, A Division of Penguin Random House LLC, New York.

1. Auflage Juni 2015

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2015 by

Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg

«On the Move. A Life» Copyright © 2015 by Oliver Sacks

All rights reserved

Redaktion Karin Schneider

Innentypografie Daniel Sauthoff

Satz Abril OTF (InDesign) bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Lithographie Susanne Kreher

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978 3 498 06433 4

Für Billy

«Es ist ganz wahr, was die Philosophie sagt, daß das Leben rückwärts verstanden werden muß. Aber darüber vergißt man den andern Satz, daß vorwärts gelebt werden muß.»

SØREN KIERKEGAARD

Inhalt

In Bewegung	11
Das Nest verlassen	55
San Francisco	81
Muscle Beach	113
Außer Reichweite	153
Awakenings, Zeit des Erwachens	193
Der Bulle auf dem Berg	239
Eine Frage der Identität	277
City Island	311
Reisen	357
Ein neues Verständnis des Geistes	387
Daheim	423
Danksagung	439
Register	441
Bildquellen	447

In Bewegung

Während des Krieges wurde ich als kleiner Junge in ein Internat geschickt, dort überkam mich ein Gefühl des Eingesperrtseins und der Machtlosigkeit. Ich sehnte mich nach Bewegung und Kraft, nach müheloser Bewegung und übermenschlicher Kraft. Vorübergehend genoss ich sie in Träumen vom Fliegen und, auf andere Weise, wenn ich in dem Dorf bei der Schule Reiten war. Ich liebte die Kraft und Geschmeidigkeit meines Pferdes und kann mir noch immer seine mühelose und freudige Bewegung vergegenwärtigen, die Wärme und den süßlichen Heugeruch.

Vor allem aber liebte ich Motorräder. Vor dem Krieg hatte mein Vater eins, eine Scott Flying Squirrel mit einem großen wassergekühlten Motor und einem brüllenden Auspuff. Ich wollte auch so ein mächtiges Motorrad besitzen. In meiner Phantasie verschmolzen die Bilder von Motorrädern und Flugzeugen und Pferden wie die von Bikern und Cowboys und Piloten, die ich mir bei der gefahrvollen, doch triumphierenden Beherrschung ihrer kraftstrotzenden Fortbewegungsmittel vorstellte. Meine knabenhafte Phantasie war gesättigt mit Western und Filmen über heroische Luftkämpfe, in denen Piloten ihr Leben in Hurrikans und Spitfires aufs Spiel setzen, aber von ihren dicken Fliegerjacken geschützt waren wie die Motorradfahrer von ihren Lederjacken und Helmen.

Als ich 1943 mit zehn Jahren nach London zurückkehrte, saß ich gern auf der Fensterbank in unserem Vorderzimmer, von wo aus ich die vorbeifahrenden Motorräder beobachtete und versuchte, Marke und Typ zu erkennen (nach dem Krieg war es wieder leichter, Benzin zu bekommen, da wurden sie sehr viel häufiger). Ich konnte ein Dutzend oder mehr Marken unterscheiden – AJS, Triumph, BSA, Norton, Matchless, Vincent, Velocette, Ariel und Sunbeam, dazu einige seltene ausländische Maschinen wie BMWs und Indians.

Als Halbwüchsiger ging ich mit einem gleichgesinnten Cousin regelmäßig in den Crystal Palace, um Motorradrennen anzusehen. Häufig trampelte ich zum Bergsteigen nach Snowdonia oder zum Schwimmen in den Lake District, und manchmal wurde ich von einem Motorradfahrer mitgenommen. Als Sozius mitzufahren fand ich aufregend und ließ mich von dem schnittigen, schnellen Motorrad tagträumen, das ich eines Tages besitzen würde.

Mit achtzehn Jahren hatte ich mein erstes Motorrad, eine gebrauchte BSA Bantam mit einem kleinen Zweitakter und, wie sich herausstellte, kaputten Bremsen. Das Ziel ihrer Jungfernfahrt war der Regent's Park, was sich als eine glückliche – vielleicht sogar lebensrettende – Entscheidung herausstellte, weil der Gasgriff klemmte, als ich voll aufdrehte, und die Bremsen nicht kräftig genug waren, um das Motorrad anzuhalten oder auch nur ein wenig zu verlangsamen. Der Regent's Park ist von einer Straße umgeben, auf der ich nun, auf meinem Motorrad hockend und ohne eine Möglichkeit zum Anhalten, im Kreis herumraste. Hupend und schreiend warnte ich die Fußgänger, doch nach ein oder zwei Runden machten mir alle freiwillig Platz und riefen mir aufmunternde Bemerkungen zu, während ich immer und immer wieder an ihnen vorbeifuhr. Ich wusste, dass das Motorrad irgendwann zum Stehen kommen würde, wenn das Benzin alle war, und so kam es dann auch: Nach einigen Dutzend unfreiwil-

ligen Umrundungen des Parks gab der Motor stotternd den Geist auf.

Meine Mutter war anfangs entschieden gegen die Anschaffung eines Motorrads gewesen. Das hatte ich erwartet, aber ich war überrascht von dem Widerstand meines Vaters, da er doch selbst Motorrad gefahren war. Sie hatten versucht, mich von dem Wunsch nach einem Motorrad abzubringen, indem sie mir ein kleines Auto kauften, einen 1934er Standard, der es noch nicht einmal auf siebzig Stundenkilometer brachte. Mit der Zeit hatte ich eine heftige Abneigung gegen das kleine Auto entwickelt, und eines Tages – einem Impuls folgend – verkaufte ich es und erstand von dem Erlös die Bantam. Jetzt musste ich meinen Eltern erklären, dass ein langsames kleines Auto oder Motorrad gefährlich sei, weil ihm die nötige Motorleistung fehle, um mich aus schwierigen Situationen zu befreien, und dass ich auf einem größeren, stärkeren Motorrad sehr viel sicherer sein würde. Widerstrebend fügten sie sich und gaben mir das Geld für eine Norton.

Auf meiner ersten Norton, einer 250er, hatte ich zwei Fast-Unfälle. Beim ersten fuhr ich zu rasch auf eine rote Ampel zu und setzte meinen Weg einfach fort, als mir klarwurde, dass es zu spät war, um zu bremsen oder zu wenden. Wie durch ein Wunder gelangte ich wohlbehalten durch zwei gegenläufige Verkehrsströme hindurch. Die Reaktion erfolgte zwei Minuten später: Ich fuhr noch einen Block weiter, stellte mein Motorrad am Straßenrand ab – und wurde ohnmächtig.

Das zweite Mal ereignete sich bei Nacht in strömendem Regen auf einer kurvenreichen Landstraße. Ein entgegenkommendes Fahrzeug blendete nicht ab, sodass ich nichts mehr sah. Ich dachte, es würde einen Frontalzusammenstoß geben, aber im letzten Augenblick stieg ich ab – ein lächerlicher Euphemismus für ein potenziell lebensrettendes, aber auch potenziell tödliches Manöver – und ließ das Motorrad in die eine Richtung fahren

und mich selbst in die andere rutschen. Es verfehlte das Auto, aber erlitt einen Totalschaden. Da ich glücklicherweise Helm, Stiefel, Handschuhe und eine vollständige Ledermontur trug, war ich so gut geschützt, dass ich nicht einen Kratzer abbekam, obwohl ich etwa zwanzig Meter über die regennasse Straße schlitterte.

Meine Eltern waren entsetzt, aber auch überglücklich, dass mir nichts passiert war, und erhoben erstaunlich wenig Einwände gegen meinen Wunsch, ein anderes, noch stärkeres Motorrad zu kaufen – eine Norton Dominator mit sechshundert Kubik. Zu diesem Zeitpunkt hatte ich mein Studium in Oxford abgeschlossen und war im Begriff, für die ersten sechs Monate des Jahres 1960 eine Stellung als Klinikchirurg in Birmingham anzutreten, weshalb ich ausdrücklich darauf hinwies, dass ich mit einem schnellen Motorrad auf der neu eröffneten Autobahn M1 zwischen Birmingham und London jedes Wochenende nach Hause kommen könnte. Damals gab es auf Autobahnen noch keine Geschwindigkeitsbegrenzung, sodass ich für den Weg wenig mehr als eine Stunde brauchen würde.

Ich schloss mich einem Motorradclub in Birmingham an und genoss es, Mitglied einer Gruppe zu sein und die Begeisterung der anderen zu teilen; bis dahin war ich immer ein einsamer Biker gewesen. Die ländliche Umgebung von Birmingham wirkte noch ziemlich urwüchsig, und ein besonderes Vergnügen bereitete es mir, nach Stratford-upon-Avon zu fahren und das jeweils auf dem Spielplan stehende Shakespeare-Stück anzuschauen.

Im Juni 1960 fuhr ich zum TT, dem großen Tourist-Trophy-Motorradrennen, das jährlich auf der Isle of Man abgehalten wurde. Es gelang mir, eine Armbinde des Rettungsdienstes zu organisieren, die mich ermächtigte, die Boxen aufzusuchen und einige der Rennfahrer zu sehen. Ich machte mir sorgfältige Notizen, weil ich die Absicht hatte, einen auf der Isle of Man spielen-

den Roman über Motorradrennfahrer zu schreiben – ich habe viel dafür recherchiert –, aber leider wurde nichts daraus.¹

Auch auf der North Circular Road um London herum gab es in den fünfziger Jahren noch kein Tempolimit – eine Einladung für alle, die die Geschwindigkeit liebten. Außerdem gab es ein bekanntes Café, das Ace, das vor allem ein Treffpunkt für Biker mit schnellen Maschinen war. *Doing the ton* – 160 Stundenkilometer (100 mph) – war die Minimalbedingung für die Aufnahme in den inneren Zirkel, die «Ton-Up Boys».

Damals gab es schon eine ganze Reihe von Motorrädern, die diese Geschwindigkeit erreichten, vor allem wenn sie ein bisschen frisiert sowie von Ballast – inklusive Auspuff – befreit wurden und wenn man Super tankte. Anspruchsvoller war da schon das *burn-up*, ein Rennen durch Nebenstraßen, zu dem man herausgefordert wurde, kaum dass man das Café betreten hatte. *Playing chicken* dagegen stieß auf Ablehnung, denn auf der North Circular Road herrschte schon damals dichter Verkehr.

Zwar ließ ich mich nie auf das *playing chicken* ein, aber ich liebte die Rennen auf den Nebenstraßen, allerdings konnten meine «Dommie» und ihr leicht frisierter 600-Kubik-Motor nicht mit den 1000-Kubik-Vincent konkurrieren, die von den «Ton-Up Boys» im Ace favorisiert wurden. Ich habe einmal eine Vincent ausprobiert, aber sie schien mir schrecklich instabil zu sein, besonders bei niedrigen Geschwindigkeiten, ganz anders als meine Norton, die einen «Federbettrahmen» hatte und wunderbar stabil war, ganz gleich, bei welcher Geschwindigkeit. (Ich fragte mich damals, ob man wohl einen Vincent-Motor in einen Norton-Rahmen einbauen könne, fand aber erst Jahre später heraus, dass solche «Norvins»

1. In einem Notizbuch, das ich um diese Zeit führte, hielt ich die Absicht fest, fünf Romane zu schreiben (einschließlich der Rennfahrererzählung), dazu noch eine Autobiographie über meine chemische Kindheit. Die Romane habe ich nie geschrieben, aber fünfundvierzig Jahre später schrieb ich die Erinnerungen – *Onkel Wolfram*.

tatsächlich hergestellt wurden.) Als dann die Geschwindigkeitsbegrenzungen eingeführt wurden, war Schluss mit *doing the ton*; der Spaß war vorbei und das Ace nicht mehr das, was es einmal gewesen war.

Als ich zwölf war, schrieb ein scharfsichtiger Lehrer in seinem Bericht: «Sacks wird weit kommen, wenn er nicht zu weit geht.» Das war oft der Fall. Als Junge ging ich oft zu weit in meinen chemischen Experimenten, wenn ich das Haus mit giftigen Gasen füllte, doch zum Glück habe ich es nie niedergebrannt.

Ich lief gerne Ski; als ich sechzehn war, fuhr ich mit einer Schülergruppe zum alpinen Skifahren nach Österreich. Im folgenden Jahr ging ich allein auf eine Tour in Telemark. Die Skiwanderung verlief reibungslos, doch bevor ich mit der Fähre nach England zurückkehrte, kaufte ich zwei Literflaschen Aquavit im Duty-free-Shop und ging mit ihnen durch die Zollkontrolle. Den norwegischen Zollbeamten war es egal, wie viele Flaschen ich bei mir hatte, aber sie wiesen mich darauf hin, dass ich nur eine Flasche nach England einführen dürfe; die andere würde der britische Zoll beschlagnahmen. Ich ging an Bord, nahm meine zwei Flaschen und suchte das Oberdeck auf. Es war ein strahlend klarer, sehr kalter Tag, aber in meiner warmen Skikleidung war das kein Problem für mich. Alle hielten sich in den Innenräumen auf, so gehörte das Oberdeck mir allein.

Ich hatte ein Buch zur Lektüre – *Ulysses*, den ich sehr langsam las – und meinen Aquavit zum Trinken: Nichts wärmt von innen besser als Alkohol. Eingelullt von der sanften, hypnotischen Bewegung des Schiffes, von Zeit zu Zeit ein bisschen Aquavit nippend,

saß ich auf dem Oberdeck, in mein Buch vertieft. Irgendwann stellte ich überrascht fest, dass ich Schlückchen für Schlückchen fast die Hälfte der Flasche geleert hatte. Ich spürte keine Wirkung, daher setzte ich das Lesen und Trinken fort, die Flasche immer steiler ansetzend, da sie inzwischen halb leer war. Als wir anlegten, fiel ich aus allen Wolken; ich war so vertieft in den *Ulysses*, dass ich jedes Zeitgefühl verloren hatte. Die Flasche war jetzt leer. Immer noch spürte ich keine Wirkung. Offenbar war das Zeug viel schwächer, als behauptet wurde, dachte ich, obwohl auf dem Etikett «100 proof» stand, siebenundfünfzig Prozent. Ich bemerkte nichts Ungewöhnliches, bis ich aufstand und augenblicklich auf dem Bauch landete. Ich war sehr überrascht – hatte das Schiff plötzlich geschlingert? Ich rappelte mich auf und lag gleich wieder auf der Nase.

Erst jetzt begann mir zu dämmern, dass ich betrunken war – sehr, sehr betrunken –, jedoch war der Alkohol offenbar unter Umgehung aller anderen Gehirnregionen direkt in mein Kleinhirn gelangt. Ein Mann von der Besatzung, der hochkam, um nachzusehen, ob alle Passagiere von Bord waren, traf mich bei meinen hilflosen Bemühungen an, mit Hilfe der Skistöcke zu gehen. Er rief einen Helfer herbei, und gemeinsam, mich auf jeder Seite stützend, brachten sie mich von Bord. Obwohl ich stark taumelte und allgemeine, überwiegend erheiterte Aufmerksamkeit auf mich zog, war ich der Meinung, das System ausgetrickst zu haben, hatte ich doch Norwegen mit zwei Flaschen verlassen und war jetzt mit nur einer angekommen. Ich hatte die britischen Zöllner um eine Flasche gebracht, die sie, wie ich mir einbildete, gar zu gerne selbst gehabt hätten.

1951 war ein ereignisreiches und in mancherlei Hinsicht schmerzliches Jahr. Tante Birdie, die eine immer gegenwärtige Konstante in meinem Leben gewesen war, starb im März; seit meiner Geburt hatte sie bei uns gelebt und war uns allen in bedingungsloser Liebe zugetan. (Birdie war eine winzige Frau von eher mäßiger Intelligenz, die Einzige unter den Geschwistern meiner Mutter, die dieses Handicap aufwies. Mir ist nie ganz klar geworden, was ihr eigentlich in ihrem früheren Leben zugestoßen war, es war die Rede von einer Kopfverletzung im Säuglingsalter, aber auch von einer angeborenen Schilddrüsenunterfunktion. All das spielte überhaupt keine Rolle für uns; sie war einfach Tante Birdie, ein unentbehrlicher Teil der Familie.) Ich war tief betroffen von Birdies Tod und bemerkte vermutlich erst zu diesem Zeitpunkt, wie tief sie in mein Leben, in unser aller Leben verwoben war. Als ich einige Monate zuvor ein Stipendium für Oxford erhalten hatte, hatte Birdie mir das Telegramm gebracht, mich umarmt und mir gratuliert, aber auch ein paar Tränen vergossen, weil ihr bewusst gewesen war, dass nun der Jüngste ihrer Neffen das Haus verlassen würde.

Im Spätsommer sollte ich das Studium in Oxford beginnen. Ich war gerade achtzehn geworden, und mein Vater hielt den Zeitpunkt für gekommen, um ein ernstes Gespräch von Mann zu Mann mit mir zu führen. Zunächst sprachen wir über Zuschüsse und Geld – kein großes Thema, denn ich war anspruchslos in meinen Gewohnheiten, meine einzige Extravaganz waren Bücher. Dann kam er aber auf den Punkt zu sprechen, der ihn wirklich bedrückte.

«Du scheinst nicht viele Freundinnen zu haben», sagte er. «Magst du keine Mädchen?»

«Sie sind okay», antwortete ich und hoffte, das Gespräch würde aufhören.

«Sind dir Jungen vielleicht lieber?», bohrte er weiter.

«Ja – aber es ist nur ein Gefühl – ich habe noch nie etwas <getan>.» Und ängstlich fügte ich hinzu: «Sag Ma nichts – sie würde es nicht verkräften.»

Doch mein Vater sagte es ihr, und am nächsten Morgen kam sie mit grauenhaft ergrimmtter Miene herunter, einer Miene, die ich noch nie zuvor an ihr gesehen hatte. «Du bist ein Gräuel», sagte sie. «Ich wünschte, du wärest nie geboren worden.» Damit ging sie aus dem Zimmer und sprach mehrere Tage lang kein Wort mit mir. Als sie dann wieder sprach, erwähnte sie mit keinem Ton, was sie gesagt hatte – und kam auch nie wieder auf das Thema zurück –, aber seither stand etwas zwischen uns. Meine Mutter, die in fast jeder anderen Hinsicht offen und hilfsbereit war, erwies sich in diesem Punkt als schroff und unbeugsam. Wie mein Vater las sie gern und oft in der Bibel und liebte die Psalmen und das Hohelied Salomons, kam aber über die schrecklichen Verse im 3. Buch Mose nicht hinweg: «Du sollst nicht bei einem Mann liegen wie bei einer Frau; es ist ein Gräuel.»

Als Ärzte besaßen meine Eltern viele medizinische Werke, unter ihnen auch Bücher über «Sexualpathologie». So hatte ich mit zwölf in die Schriften von Krafft-Ebing, Magnus Hirschfeld und Havelock Ellis hineingelesen. Aber mir wollte der Gedanke nicht einleuchten, dass ich ein «Leiden» hatte, dass meine Identität sich auf eine Bezeichnung oder eine Diagnose reduzieren ließ. Meine Freunde in der Schule wussten, dass ich «anders» war, schon weil ich nie an Partys teilnahm, die in Knutschereien und Petting endeten.

Völlig vertieft in die Chemie und später in die Biologie, war ich mir kaum bewusst, was um mich herum – oder in mir – vor sich ging. Ich war in der Schule auch in niemanden verliebt (obwohl da bei uns auf dem oberen Treppenabsatz diese lebensgroße Kopie der berühmten Laokoongruppe war und ich mich von dem wunderbar muskulösen, nackten Laokoon, der versucht, seine Söhne

vor den Schlangen zu retten, durchaus angezogen fühlte). Ich wusste, dass der bloße Gedanke an Homosexualität in manchen Menschen Entsetzen auslöste, und vermutete, dass das auch bei meiner Mutter der Fall sei, was der Grund war, warum ich meinen Vater gebeten hatte: «Sag Ma nichts – sie würde es nicht verkraften.» Vielleicht hätte ich es meinem Vater nicht sagen sollen. Im Allgemeinen war ich der Meinung, dass meine Sexualität niemanden etwas anging außer mir – sie war kein Geheimnis, aber nichts, worüber man sprechen musste. Eric und Jonathan, meine besten Freunde, waren sich dessen bewusst, aber wir redeten fast nie darüber. Jonathan sagte, er halte mich für «geschlechtslos».

Wir sind alle Geschöpfe unserer Erziehung, unserer Kultur und unserer Zeit. Immer wieder musste ich mir ins Gedächtnis rufen, dass meine Mutter in den 1890er Jahren geboren worden war und eine orthodoxe Erziehung genossen hatte und dass in den fünfziger Jahren homosexuelles Verhalten in England nicht nur als Perversion, sondern auch als Straftat galt. Außerdem musste ich mir klarmachen, dass Sexualität zu den Themen gehört, die – wie Religion und Politik – selbst bei ansonsten anständigen und vernünftigen Menschen heftige und irrationale Gefühle auslösen. Meine Mutter wollte nicht grausam sein oder mich wirklich tot sehen. Wie mir heute klar ist, war sie der Situation einfach nicht gewachsen. Wahrscheinlich bedauerte sie ihre Worte später oder verschloss sie in einem abgeschotteten Teil ihrer Seele.

Aber ihre Worte verfolgten mich während des größten Teils meines Lebens und waren wesentlich dafür verantwortlich, dass der freie und freudige Ausdruck meiner Sexualität immer von Hemmungen und Schuldgefühlen beeinträchtigt wurde.

Als mein Bruder David und seine Frau Lili von meinem Mangel an sexueller Praxis erfuhren, glaubten sie, es könne an meiner Schüchternheit liegen und lasse sich durch eine gute Frau oder auch einen guten Fick in Ordnung bringen. In der Weihnachtszeit 1951, nach meinem ersten Semester in Oxford, nahmen sie mich mit nach Paris, nicht nur, um mir die Sehenswürdigkeiten zu zeigen – den Louvre, Notre-Dame, den Eiffelturm –, sondern auch, um mich zu einer freundlichen Hure zu bringen, die mir auf die Sprünge helfen, mich kundig und geduldig lehren sollte, was es mit der Sexualität auf sich hat.

Eine Prostituierte von passendem Alter und Charakter war bald gefunden – David und Lili befragten sie zunächst und erklärten ihr die Situation –, dann wurde ich in ihr Zimmer geführt. Ich war so erschrocken, dass mein Penis vor Angst schlaff wurde und meine Testikel versuchten, in die Bauchhöhle zurückzuweichen.

Die Prostituierte, die Ähnlichkeit mit einer meiner Tanten hatte, durchschaute die Situation mit einem Blick. Sie sprach gut Englisch, was eines der Kriterien für ihre Auswahl gewesen war, und sagte: «Keine Angst – wir trinken stattdessen eine schöne Tasse Tee.» Sie holte Teegeschirr und Petits Fours hervor, setzte einen Kessel mit Wasser auf und fragte mich, welche Teesorte ich möge. «Lapsang», sagte ich. «Ich liebe das Raucharoma.» Zu diesem Zeitpunkt hatte ich meine Stimme und mein Selbstvertrauen wiedergefunden und plauderte unbefangen mit ihr, während wir unseren rauchigen Tee tranken.

Ich blieb eine halbe Stunde, dann ging ich; draußen sahen mir mein Bruder und seine Frau erwartungsvoll entgegen. «Wie war es, Oliver?», fragte David. «Toll», sagte ich und wischte mir die Krümel aus dem Bart.

Als ich vierzehn war, wurde «angenommen», dass ich Arzt werden würde. Meine Eltern waren beide Ärzte, meine älteren Brüder auch.

Ich war mir jedoch nicht so sicher, dass ich Arzt werden wollte. Den Wunsch, Chemiker zu werden, musste ich aufgeben, denn die Disziplin hatte sich weit über die anorganische Chemie des 18. und 19. Jahrhunderts, die ich so liebte, hinausentwickelt. Doch mit vierzehn oder fünfzehn beschloss ich, angeregt von meinem Biologielehrer und von Steinbecks *Straße der Ölsardinen*, Meeresbiologe zu werden.

Als ich das Stipendium für Oxford bekam, musste ich mich entscheiden: Sollte ich bei der Zoologie bleiben oder doch Medizin studieren und mit Anatomie, Biochemie und Physiologie beginnen? Vor allem die Sinnesphysiologie hatte es mir angetan: Wie sehen wir Farbe, Tiefe und Bewegung? Wie erkennen wir überhaupt etwas? Wie gelingt es uns, die Welt visuell zu verstehen? Ich hatte dieses Interesse von früh an durch meine visuelle Migräne entwickelt, denn neben den strahlenden Zickzacklinien, die einen Anfall ankündigten, konnte es während der Aura auch passieren, dass ich die Wahrnehmung von Farbe, Tiefe oder Bewegung verlor oder sogar die Fähigkeit einbüßte, überhaupt etwas zu erkennen. Erschreckend und faszinierend zugleich konnte alles, was ich sah, vor meinen Augen vernichtet und dekonstruiert werden, um wenige Minuten später in seiner räumlichen Vollständigkeit wiedererschaffen und rekonstruiert zu werden.

Mein kleines Chemielabor bei uns zu Hause diente fortan auch als Dunkelkammer, wobei mich die Farb- und die Stereofotografie besonders interessierten, weil sie mich auf die Frage brachten, wie das Gehirn Farbe und Tiefe konstruiert. Ich hatte an der Meeresbiologie ebenso viel Freude gehabt wie an der Chemie, aber jetzt wollte ich wissen, wie das menschliche Gehirn funktioniert.

Mein intellektuelles Selbstbewusstsein war nie besonders ausgeprägt, obwohl ich als klug galt. Wie meine beiden engsten Schulkameraden Jonathan Miller und Eric Korn war ich besessen von den Naturwissenschaften und der Literatur. Ich empfand tiefe Bewunderung für Jonathans und Erics Intelligenz und konnte nicht begreifen, warum sie sich mit mir abgaben, aber wir bekamen alle Stipendien für die Universität. Doch dann kam ich in Schwierigkeiten.

In Oxford muss man eine Zulassungsprüfung, die sogenannten Prelims, absolvieren, was bei mir als bloße Formalität betrachtet wurde, weil ich bereits ein Stipendium hatte. Doch ich fiel durch die Prelims, versuchte es ein zweites Mal und fiel wieder durch. Beim dritten Mal nicht anders. Daraufhin nahm mich der Provest Mr. Jones beiseite und meinte: «Sie haben glänzende Stipendiumsunterlagen, Sacks. Warum fallen Sie ständig durch dieses lächerliche Examen?» Ich sagte, ich wüsste es nicht. Daraufhin er: «Gut, das ist Ihre letzte Chance.» Ich machte den Test ein viertes Mal und bestand endlich.

An der St. Paul's School hatte ich mich zusammen mit Eric und Jonathan mühelos sowohl Geistes- als auch Naturwissenschaften widmen können. Ich war zugleich Präsident unserer literarischen Gesellschaft und Sekretär des naturwissenschaftlichen Field Clubs gewesen. Eine solche Kombination war in Oxford schwieriger, weil die Anatomie, die naturwissenschaftlichen Laboratorien und die Radcliffe Science Library alle dicht beieinander in der South Parks Road lagen, ein gutes Stück von den Vorlesungssälen und den Colleges entfernt. Es gab eine räumliche und soziale Trennung zwischen den Studenten, die Naturwissenschaften studierten oder im Vorphysikum waren, und dem Rest der Universität.

Während meines ersten Semesters in Oxford empfand ich das sehr deutlich. Wir schrieben Hausarbeiten und trugen sie unseren Tutoren vor, dazu mussten wir viele Stunden in der Rad-

cliffe Science Library verbringen, Forschungsberichte und Zeitschriftenartikel lesen und unsere Ergebnisse auf interessante und persönliche Art präsentieren. Ich fand es anregend und sogar spannend, mich in die neurophysiologische Literatur zu vertiefen – riesige neue Gebiete schienen sich mir zu erschließen –, aber mir wurde auch immer deutlicher bewusst, dass ich in meinem Leben etwas vermisste. Ich kam praktisch zu keiner allgemeinen Lektüre mehr, abgesehen von Maynard Keynes' *Essays in Biography*, außerdem wollte ich meine eigenen «Biographischen Essays» schreiben, wenn auch mit klinischer Ausrichtung – Essays über Menschen mit ungewöhnlichen Schwächen oder Stärken, in denen ich den Einfluss dieser speziellen Merkmale auf ihr Leben schildern würde, kurzum, ich wollte klinische Biographien schreiben – Fallgeschichten in gewissem Sinne.

Mein erster – und, wie sich herausstellte, einziger – Fall war Theodore Hook, auf dessen Namen ich gestoßen war, während ich eine Biographie von Sydney Smith las, dem bedeutenden Satiriker, der Anfang des 19. Jahrhunderts geschrieben hatte. Auch Hook war ein großartiger Satiriker und Causeur gewesen, der ein oder zwei Jahrzehnte nach Sydney Smith geboren worden war. Außerdem verfügte Hook über eine unvergleichliche musikalische Erfindungsgabe. Es heißt, er habe, am Klavier sitzend, improvisierend und alle Partien selber singend, mehr als fünfhundert Opern komponiert. Das waren ausnahmslos herrliche Augenblickseingebungen – staunenswert, schön und vergänglich. Sie wurden an Ort und Stelle improvisiert, nie wiederholt, nie niedergeschrieben und rasch vergessen. Ich war begeistert, als ich die Beschreibungen von Hooks Improvisationstalent las. Was für ein Gehirn brauchte man, um das zu können?

Ich begann, alles über Hook zu lesen, was ich in die Finger bekam, außerdem einige der Bücher, die er geschrieben hatte. Sie erschienen mir allerdings seltsam langweilig und schwerfällig

im Vergleich zu dem Eindruck, den ich bei den Beschreibungen seiner ungeheuer raschen, ungeheuer erfindungsreichen Improvisationen gewonnen hatte. Lange dachte ich über Hook nach, bis ich gegen Ende des Herbstsemesters einen Essay über ihn schrieb, der sechs eng beschriebene Seiten Kanzleipapier füllte – vier- oder fünftausend Wörter alles in allem.

Kürzlich fand ich diesen Essay in einer Kiste, die noch andere frühe Schriften enthielt. Als ich ihn las, war ich verblüfft, wie flüssig und kenntnisreich er klang, wie aufgeblasen und präpotent. Ich hatte nicht das Gefühl, dass er von mir stammte. Hatte ich ihn abgekupfert, aus einem halben Dutzend verschiedener Quellen zusammengestoppelt, oder doch selbst verfasst, niedergeschrieben in einem angelernten, professoralen Stil, den ich mir zugelegt hatte, um vergessen zu machen, dass ich ein unreifer achtzehnjähriger Student war?

Hook war ein Zeitvertreib; die meisten meiner Essays beschäftigten sich mit physiologischen Themen und waren dazu bestimmt, einmal wöchentlich meinem Tutor vorgelesen zu werden. Als das Thema Hören an der Reihe war, nahm es mich so gefangen, verbrachte ich so viel Zeit mit Lesen und Nachdenken, dass ich buchstäblich nicht dazu kam, meinen Essay zu schreiben. Am Tag der Präsentation nahm ich einen Notizblock mit, blätterte die Seiten um und tat so, als würde ich daraus vorlesen, während ich das Referat tatsächlich aus dem Stegreif hielt. Irgendwann unterbrach mich Carter, Dr. C. W. Carter, mein Tutor am Queen's College.

«Das habe ich nicht richtig verstanden», sagte er. «Könnten Sie es bitte noch einmal lesen?» Etwas nervös versuchte ich, die letzten beiden Sätze zu wiederholen. Carter sah verwirrt aus. «Lassen Sie mal sehen», sagte er. Ich händigte ihm das leere Notizheft aus. «Bemerkenswert, Sacks», sagte er. «Sehr bemerkenswert. Doch ich möchte, dass Sie Ihre Essays in Zukunft schreiben.»